GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Ruth Klüger. Ein Interview

Reiner, Kate; Klüger, Ruth

1996

https://doi.org/10.25595/4026

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reiner, Kate; Klüger, Ruth: *Ruth Klüger. Ein Interview*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 2 (1996) Nr: 1, 9–20. DOI: https://doi.org/10.25595/4026.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ruth Klüger: Ein Interview

Kate Reiner

Ruth Klüger, 1931 in Wien geboren, wurde als Jüdin in die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und Christianstadt verschleppt. 1947 emigrierte sie in die USA. Bis zu ihrer Emeritierung lehrte sie Germanistik an der University of California / Irvine. Auf Einladung von amnesty international las Frau Klüger am 26. 11. 1995 im Freiburger Theater aus ihrer Autobiographie *weiter leben.*

Kate Reiner: Würden Sie nicht lieber einmal zu Kleist befragt als zu Birkenau?

Ruth Klüger: Kleist ist der Dichter der großen Unsicherheiten, psychologischer, politischer, auch literarischer - er konnte manchmal Komödie von Tragödie nicht unterscheiden. Und politisch hat er so ein Gefühl gehabt für die kommenden Diktaturen, Massenkulturen. Diese Unsicherheit an Kleist spricht mich ungeheuer an, darum scheint er mir so modern zu sein. Gleichzeitig ist das durchgeformt, was er sich gedacht hat, auch wenn es zu keinem Schluß kommt. Von dieser literarischen Form verstehe ich etwas. Von der Wirklichkeit verstehe ich eigentlich nichts, und Birkenau verstehe ich überhaupt nicht. Das wird immer unverständlicher, je mehr Zeit vergeht. Kleist hätte es vielleicht auch nicht verstanden, aber er hätte aus seinem Nichtverstehen der Konzentrationslager möglicherweise große Literatur gemacht.

KR: In der Heidelberger Universitätsrede, die Sie am 17. Mai 1994 unter dem Titel „Lesen Frauen anders?" gehalten haben, beschreiben Sie eine „Heldin" als eine Frau, die von den größeren Männerrollen abhängig definiert ist, einen „weiblichen Helden" als eine Figur, die „ein unabhängiges Interesse vom Publikum beansprucht." Sie gehen also sehr vorsichtig um mit Nuancen in Definitionen. Sind Sie eine „jüdische Österreicherin", eine „amerikanische Germanistin österreichisch-jüdischer Herkunft"? Wie legen Sie die Schwerpunkte bei der Definition Ihrer Identität?

RK: In dieser Rede wollte ich darauf hinweisen, daß es Gestalten in der Literatur gibt, die vor allem als Objekte männlichen Begehrens auftreten, Heldinnen wie Ophelia oder Gretchen. Und dann gibt es andere, z.B. bei Schiller die großen Königinnen, die Subjekt sind, und in der Literatur, die von Frauen geschrieben ist, gibt es diese sowieso. Ob ich da die allgemeingültigen oder richtigen Definitionen gefunden habe, das war mir nicht wichtig; ich wollte nur für diesen Moment diese Unterscheidung machen. Aber für sich selber ist man ja immer ein Subjekt, ich bin ja keine Dramenfigur.

KR: Aber welcher Teil Ihrer Identität ist Ihnen am wichtigsten?

RK: Ja wissen Sie, wenn man jung ist, da spielen solche Identitätsfragen eine gewisse Rolle. Da war man sich nicht sicher und hat das eine oder andere auspro-

biert. Aber seit vielen Jahren habe ich gelernt, mich so zu akzeptieren, wie ich bin und frage eigentlich nicht mehr nach den Bestandteilen dieses Ich, das sich, wie das Ich aller Menschen, aus sehr vielen Identitätsbestandteilen zusammensetzt. Ich bin natürlich geprägt von der deutschen Kultur - deutsch ist meine Muttersprache. Ich bin unvergeßlich an Wien gebunden, wie man eben unvergeßlich an seine Kindheit gebunden ist, das ist überhaupt nicht abzustreiten. Soweit man sich als Erwachsener selbst definiert, habe ich mich in Amerika definiert und auch das kommt hinzu. Ich habe amerikanische Kinder und österreichisch-jüdische Vorfahren und das kommt ganz gut zusammen, ich muß da nicht auf dem einen oder dem anderen bestehen. Das ist kein Problem mehr, über das ich nachdenke, außer, wenn Sie mich jetzt fragen, und würde da ungern dem einen oder anderen ein besonderes Gewicht verleihen. Die Bestandteile streiten sich nicht mehr.

KR: Zu Ihrer Autobiographie *weiter leben*: Wer war auf Ihrer Seite? Sie sagen, die Russen waren es nicht, die Deutschen waren es ja nun ganz sicher nicht, aber die Amerikaner waren es eben auch nicht?

RK: Ich habe nur zu Ende des Krieges langsam aber sicher herausgefunden, daß der Krieg nicht zur Befreiung der KZ-Häftlinge geführt wurde. Das ist eigentlich eine Banalität, wenn man jetzt zurückschaut. Aber während des Krieges, als Kind, habe ich mir gedacht: die kommen, um uns zu befreien. Sicher ist es auch so, daß manche besessen waren von keinem anderen Gedanken, aber das waren vor allem jüdische Soldaten in den alliierten Armeen. Es ist ja ganz bekannt, daß die Alliierten die Gleise zu den KZs nicht bombardiert haben.

KR: Wobei das noch nicht lange einer großen Öffentlichkeit bekannt ist, oder?

RK: Na, ich wußte das schon lange. Es war schon lange einer kleineren Öffentlichkeit bekannt, die sich für so etwas interessiert hat. Denn die Frage war natürlich da: „Wußten die Alliierten, wo die KZs waren?" und die Antwort ist „Ja." Interessant ist, daß die jüdischen Organisationen die Regierungen bestürmt haben, etwas zu tun, und es ist nichts geschehen. Was in krassem Widerspruch zu der nicht niederzumachenden Theorie von der Verschwörung des sogenannten „internationalen Judentums" steht. Die Juden hatten nicht einmal die Macht, die Ihrigen zu retten. Und darum eben auch dieses Gefühl in jüdischen Kreisen auf der ganzen Welt: Es braucht Israel, es geht einfach nicht ohne Israel. Es muß einen Ort geben, wohin Juden, die in derartiger Gefahr sind, auswandern können. Denn auch das war ja in den letzten Jahren nicht mehr möglich. Zum Schluß waren dann ja die Grenzen gesperrt.

KR: Ja. Die Schweiz hat, soweit ich weiß, das „J" für „Jude" in den Pässen angeregt.

RK: Die Schweiz hat ja interessanterweise Deserteure aus der deutschen Armee aufgenommen und jüdische Flüchtlinge zurückgeschickt.

KR: Sie sind trotz alledem weder, als Sie Deutschland verlassen konnten, noch zu einem späteren Zeitpunkt nach Israel ausgewandert.

RK: Ich habe es immer wieder überlegt und es war immer wieder im Gespräch, aber es ging nicht. Wissen Sie, man wird dann vom Leben überrollt. Das eine oder andere kommt hinzu, man kann ja diese amerikanischen Kinder jetzt dort nicht

wieder wegnehmen ... außerdem, 1948 wollte ich noch einmal, es war auch nicht so erwünscht. Diese jüdischen Behörden hatten zu viel zu tun mit den Leuten, die sie da haben wollten aus Europa, als daß sie da so eine junge Frau ermutigt hätten, dort hinzugehen. Es gab einen Zeitpunkt, da hätte ich für meine Überfahrt selbst bezahlt, ich wollte nur wissen, wo dort anfangen, wo ein Anlaufpunkt ist, wenn ich hinkomme. Aber ich konnte nicht mit absoluter Sicherheit sagen, daß ich nie wieder nach New York zurückkommen würde, denn ich hatte ja meine Mutter dort. Das war schon zu viel Zweifel, da hat man mir überhaupt nicht geholfen, überhaupt keine Auskunft gegeben. Wir waren auch damals nicht derartig beliebt, diese Überlebenden ...

KR: Auch in Israel nicht?

RK: Ich war ja nicht dort, ich kann nur von diesen Behörden in New York sprechen. Aber auch in Israel hat man sich gedacht, das sind nicht ganz die Leute, die wir brauchen zum Aufbau des Landes. Das entnehme ich jetzt Zeugenberichten, zum Beispiel dem letzten Buch von Elie Wiesel, seiner Autobiographie *Alle Flüsse fließen ins Meer*. Da spricht er darüber, wie man damals in der ersten Zeit in Israel doch auf die Überlebenden heruntergeschaut hat, sogar dort.

KR: Ich würde Ihnen gerne einige Fragen über Ihr Verhältnis zum jüdischen Glauben stellen und möchte anfangen mit einem Zitat aus *weiter leben*, das mich sehr beeindruckt hat: „Wär´s anders und ich könnte sozusagen offiziell um meine Gespenster trauern, zum Beispiel für meinen Vater Kaddisch sagen, dann könnte ich mich eventuell mit dieser Religion anfreunden, die die Gottesliebe ihrer Töchter zur Hilfsfunktion der Männer erniedrigt und ihre geistlichen Bedürfnisse im Häuslichen eindämmt, sie zum Beispiel mit Kochrezepten für gefilte fish abspeist." Ich finde diese Formulierung wunderbar, jemanden mit einem Kochrezept abspeisen ...

RK: [lacht] Na ja, das ist so die Vorstellung von der jüdischen Hausfrau, von der immer gesagt wird, sie ist enorm wichtig, weil sich das religiöse Leben ja auch in der Familie abspielt, aber letzten Endes ist sie im geistigen Bereich enorm untergeordnet, nicht? Sie gilt eigentlich nur, wenn sie verheiratet ist, oder heiratswillig - das auch.

KR: Um dann Hilfsdienste zu leisten ...

RK: Und das ist nichts für mich.

KR: Sagen Sie mit *weiter leben* Kaddisch für Ihre Gespenster?

RK: Vielleicht. Vielleicht kann man es so interpretieren, daß es ein Totengebet ist. Aber ein ganz säkularisiertes. Diese Formulierung wäre mir nicht eingefallen, aber ich finde sie schön und ich würde das nicht ablehnen, daß es sich bei diesem Buch streckenweise um ein Kaddisch handelt.

KR: Sie sagen Kaddish, ich vermute, Sie reagieren auch auf das Verstummen ihres Cousins Hans, der bald nicht mehr über seine Zeit im KZ sprach. Den Lesenden sagen Sie: „Aber laßt euch doch mindestens reizen. Werdet streitsüchtig, sucht die Auseinandersetzung." Meine Frage: Für wen haben Sie das Buch geschrieben?

RK: Ich hab´s für Deutsche geschrieben, kein Zweifel, nicht wahr, sonst hätte ich es nicht auf deutsch geschrieben. Ich habe es ganz direkt für Deutsche ge-

schrieben, die ich damals in Göttingen kannte. Das ist keine Spielerei, diese Widmung und das Ende - ich habe angefangen zu schreiben aus dem Gespräch mit einer ganzen Reihe von Leuten heraus und denen habe ich es auch kapitelweise gezeigt. Die haben da viel mitgeredet. Ich bin dann sehr schnell auf diese Idee gekommen: Wenn jemand gekommen ist und gesagt hat: also, das mußt du anders machen, dann habe ich, statt es zu ändern oder zu ignorieren, hineingeschrieben: Da kommt einer und sagt: So kannst du´s nicht machen. Es ist also ein Buch, das teilweise aus Gesprächen entstanden ist. Es war nicht als Selbsttherapie gemeint, sondern als Auseinandersetzung. Und zwar mit Deutschen.

KR: Und nicht mit meiner, sondern mit der Generation, die direkt betroffen war?

RK: Nein, nein, es kommen da ja auch Menschen der jungen Generation vor. Ich habe doch darin einmal so eine Klage, daß zwischen Ihrer Generation und meiner dieser Stacheldraht ist, der eigentlich nicht sein sollte. Es waren auch junge Leute. Das war das Reizvolle an Göttingen, daß da auf einmal so viele Leute waren, die sich interessiert haben. Und da meine Freunde auch schon die Anfänge des Buches gelobt haben, habe ich dann immer mehr Mut bekommen und habe es immer mehr Leuten gezeigt. Dadurch hat sich dieser Kreis vergrößert. Keine schlechte Art, ein Buch zu schreiben. Ich empfehle das. Man muß natürlich Leute haben, die die Geduld haben, es zu lesen.

KR: Und das aufrichtige Interesse, wirklich darauf zu antworten.

RK: Na ja, wenn sie unaufrichtig sind, dann schreibt man halt: „Der hat unaufrichtig reagiert." [lacht] Das geht auch, nicht?

KR: Sie kritisieren Jüdinnen und Juden mehrfach, z.B. wegen ihrer Angepaßtheit („Mach kein Risches", „Wir haben das provoziert" hat Ihre Großtante einmal gesagt) oder - im Zitat vorhin - wegen des Ausschlusses von Frauen aus dem Zentrum der Kulturhandlungen und der Sinnstiftung ...

RK: Ja, das erste, das mit der Tante, „mach keinen Risches" und so weiter, das ist mein Erstaunen über diese Generationen meiner Eltern und Großeltern, daß die wirklich nicht mitbekommen haben, was da gespielt wurde, und dachten, sie könnten dieses Unheil irgendwie verringern, indem sie sich anders benehmen, indem sie irgend etwas tun, was von ihnen erwartet ist. Mir hat das nicht eingeleuchtet. Nicht, weil ich so viel gescheiter war, sondern weil ich eben eine andere Generation war und schon von vornherein nichts anderes kannte. Dieser Abstand von der vorhergehenden Generation, der steckt noch immer sehr in mir, das ist auch nicht überbrückbar.

KR: Wir haben über Ihre Kritik an Jüdinnen und Juden gesprochen, dieser Angepaßtheit.

RK: Das war eher Kritik an einer Generation und das andere war eine Kritik am Judentum als Religion.

KR: Sie legen Wert darauf, das getrennt zu sehen.

RK: Ja! Das ist etwas ganz Anderes.

KR: Wer darf das, wer darf Jüdinnen und Juden kritisieren? Wie stehen Sie zur Kritik an Israel oder zu deren Fehlen, in der Zeit der expansiven Besetzungspolitik?

RK: Wo hat da Kritik gefehlt? Innerhalb der jüdischen Gemeinde auf der ganzen Welt ist diskutiert und kritisiert worden.

KR: In der deutschen Öffentlichkeit ist fast nicht kritisiert worden, und zwar - so kam es mir vor - haben wir uns den Mund verboten wegen der Vergangenheit.

RK: Das ist sicher richtig. Wenn Deutsche Israel kritisieren, so geschieht das natürlich in einem Kontext, in dem Kontext der deutschen Geschichte und Gegenwart. Wenn Juden das tun, so hat es einen anderen Kontext. Und es ist natürlich wichtig, in welchem Kontext etwas gesagt wird, es gibt nichts, was absolute Gültigkeit hat, ohne Kontext. Wenn Sie einen jüdischen Witz erzählen, so klingt´s anderes, als wenn ich ihn erzähle. Aber ich habe mich schon damals in New York, gleich bei der Gründung des Staates, mit einem jüdischen Journalisten gestritten, wie das jetzt mit den Arabern wird. Der hat keineswegs das Gefühl gehabt, daß das unpassend sei, der hat einfach zurückgestritten, erklärt oder seiner eigenen Hoffnung Ausdruck gegeben.

KR: Was wäre Ihre Vorstellung von der Beziehung zwischen den heutigen Deutschen und den heutigen Juden, was wünschen Sie sich da?

RK: Na ja, sagen wir mal: Normalisierung. Für mich selber wünschte ich mir, daß ich nicht ununterbrochen auf das ... das Thema angesprochen werde. Ich habe es mir natürlich selber eingebrockt, indem ich diese Autobiographie geschrieben habe. Aber trotzdem habe ich manchmal den Eindruck, man könnte doch noch etwas Anderes in mir sehen als die Jüdin. Bei meinen Freunden ist das natürlich überhaupt nicht der Fall, die kennen mich als einen Menschen, nicht? Und in Amerika ist es viel weniger der Fall, fast überhaupt nicht. In Deutschland denkt jeder sofort daran: Diese Frau ist Jüdin und sie hat diesen Hintergrund. Und entweder spricht man direkt davon, wie Sie es jetzt tun, oder aber man denkt es sich, und es spielt so im Hintergrund mit, und es kommt dann plötzlich an die Oberfläche. Normale Gespräche werden dann oft vereitelt. Normalisierung würde ich mir wünschen.

KR: Wieder ein Zitat: „Die Kriege gehören den Männern, daher auch die Kriegserinnerungen. Und der Faschismus schon gar, ob man nun für oder gegen ihn gewesen ist: reine Männersache. Außerdem: Frauen haben keine Vergangenheit. Oder haben keine zu haben. Ist unfein, fast unanständig." In wieweit stellen Sie einen Bezug her zu den Anfängen der zweiten Welle des Feminismus - Frauengeschichte wiederentdecken, Frauen sichtbar machen in der Literatur, der Physik, etc. Stellen Sie sich in eine Tradition, wollen Sie Positionen zurückerobern durch Bewußtmachung?

RK: Das paßt alles irgendwo da hinein, aber es ist schon fast zuviel. Ich wollte dort nur ironisch darauf hinweisen, daß man Frauen das Recht auf ihre Biographie oft abspricht, weil Männer Frauen lieber unschuldig und unbeschrieben sehen, nicht?

KR: Das erklärt dann auch das „unanständig".

RK: Ja, wenn eine Frau eine Vergangenheit hat, das ist auch so ein bißchen ein Wortspiel, so muß es eine erotische, eine sexuelle sein, irgendeine Promiskuität. Und etwas erlebt zu haben, was die Männer selber vielleicht nicht in dem Maß erlebt haben, das verunsichert die Männer dann, die ja diejenigen sind, die eigentlich die Erlebnisse draußen in der Welt haben. Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben und dann kommt da eine Frau, die im feindlichen Leben war - das ist doch eine Verdrehung der Normalität, nicht?

KR: Es ging Ihnen dabei also nicht um „unanständig" im Sinne von „tabuisiert", weil es so unerträglich ist?

RK: Ich glaube, daß die Tabuisierung von weiblichen Erlebnissen, auch den unerträglichen, sehr wohl etwas mit der Tabuisierung sexueller Erfahrungen von Frauen zu tun hat. Wobei man natürlich hinzufügen muß, daß Frauen in den letzten vielleicht dreißig Jahren ihr Recht auf ein erotisches Leben behauptet haben, eines, worüber sie auch reden können. Dieser letzte Halbsatz bezog sich also auf eine schon halb vergangene Zeit. Was früher in der Erotik nicht zulässig war, das ist jetzt in anderer Beziehung, so mit Kriegserlebnissen, unzulässig. Und in beiden Fällen könnte man argumentieren, und vielleicht nicht falsch, daß die Männer sich bedroht fühlen von der Konkurrenz des Etwas-erlebt-habens. Denn was man erlebt hat, ist ja auch eine Art von Besitz.

KR: Das gilt auch für die Erinnerungen, die Sie in *weiter leben* beschreiben, auch die sind ein Besitz?

RK: Doch, bestimmt, auch die sind ein Besitz. Das ist natürlich auch ein bißchen ironisch, denn der Besitz ist einem ja nicht einmal wert, man hätte ihn lieber nicht. Aber bedenken Sie doch, daß die Menschen sich oft über ihre Leidenserfahrungen streiten. Der eine hat mehr gelitten als der andere, eigentlich eine Absurdität. Einer, der zehn Jahre unter den Nazis gelitten hat, wird schon sagen: „Ich habe mehr durchgemacht als du, der du ein Jahr in Buchenwald gehabt hast." Das ist immer wieder der Fall gewesen unter den Überlebenden. Und Frauen werden dann beiseite geschoben, die sind dann „ferner liefen". In letzter Zeit haben Frauen über ihre Erfahrungen geschrieben, und es wird darüber nachgedacht, wie sich die Erfahrungen der Frauen in den Lagern unterscheiden von denen der Männer.

KR: In Ihrem Vortrag „Lesen Frauen anders" wundern Sie sich über die heftigen Reaktionen, die ihr Satz „Wer rechnet schon mit männlichen Lesern" hervorgerufen habe, und daß gleichzeitig „so gewagte Scherze" wie „Frauen wissen mehr über Gut und Böse" ohne Reaktion bleiben. Warum „gewagte Scherze"?

RK: Weil sich das ja viel weniger beweisen läßt, als daß Männer im großen und ganzen keine Bücher lesen, die Frauen geschrieben haben. Der Satz, der Empörung hervorgerufen hat, ist eigentlich erwiesen und der andere überhaupt nicht, darum „gewagte Scherze".

KR: „Scherz" also als „sich vorwagen".

RK: Genau, als Wagnis. Männer sind geneigt zu sagen: Na ja, das ist halt nur ein Buch von einer Frau, das muß man nicht unbedingt lesen. Aber wenn´s von einer Frau selber kommt, und es scheint ihr nicht so viel auszumachen, dann ärgert´s die Männer.

KR: Hat es diese Männer geärgert oder paßt es nicht in ihr Bild von sich selbst als offen etc.?

RK: Wahnsinnig geärgert! Ich habe derartige Briefe bekommen wegen dieses Satzes. Fast immer, wenn ich einen Leserbrief von einem Mann bekomme - ich bekomme viel mehr von Frauen - fängt er an: „Ein Mann schreibt Ihnen." Oder: „Ich habe das Buch gelesen und ich hätte es fast weggelegt nach diesem Satz." Immer wieder kommt dieser Satz, und ich habe das gar nicht so ernst gemeint. Nur die jungen Männer, die zucken oft die Schulter und denken sich: „Na ja, bitte." Das ist natürlich die richtige Einstellung. Die, die das so abtun können, die sind wohl schon vom Feminismus beeinflußt. Das ist erfreulich, denn das sollte man ja hinnehmen können. Wir nehmen ja auch genug hin, was uns vorgeworfen wird. Aber das andere ist eben zum Ausprobieren da, das mit Gut und Böse und daß die Männer den Faschismus verursachen und daß die Kriege den Männern gehören. Alle diese Dinge sind ja viel gewagter und viel wichtiger als dieses andere, und es ist wegen dieser anderen Einstellungen, daß dieses Buch ein feministisches Buch ist, wegen dieser horrenden Anklagen. Und das wird nicht aufgegriffen.

KR: Ist das aus Angst, daß Sie antworten könnten oder ist es überlesen worden?

RK: Ich bin verblüfft. Ich weiß nicht - ganz überlesen kann das nicht werden. Reich-Ranicki, der das Buch durch sein Lob ja zum Bestseller gemacht hat, hat vor dieser Sendung im Literarischen Quartett zu meinem Verleger gesagt: „ ... aber dieser schwachsinnige Feminismus!" Aber er hat es in der Sendung nicht erwähnt. Als ich ihn später kennenlernte, meinte er: „Wenn ich etwas gut finde, dann lobe ich's halt." Aber dann ist er trotzdem noch über den schwachsinnigen Feminismus hergefallen. Seither sage ich ihm gelegentlich, daß er eine Feministin in seinem Gefolge braucht, und ich bin's halt. Er soll sich daran gewöhnen!

KR: Sie reagieren nicht verärgert, Sie lachen über so etwas.

RK: Na, ich lache nicht nur, ich bin ihm dankbar. Es ist überhaupt kein Zweifel, daß meine Einstellung ihm gegenüber beeinflußt ist durch sein Lob. Aber er ist mir außerdem sympathisch, und ich glaube, das wäre er auf jeden Fall.

KR: Es soll ja auch nette Chauvis geben.

RK: Also ohne nette Chauvis wäre man überhaupt nirgends hingekommen. Meine ganze Karriere hat es immer wieder Männer gegeben, die gar nicht so aufgeklärt waren in Sachen Frauen, aber die, statt mir die Tür aufzuhalten, sie einen Spalt weit offengelassen haben, damit man hineinkommen kann. Sonst wirft man einem so oft diese nichtssagende Geste des Türöffnens ins Gesicht. Aber es hat immer wieder diese verhältnismäßigen Machomänner gegeben, die einem doch die Tür ein bißchen geöffnet haben, weil sie sowieso großzügig sind, oder weil sie nett sind, oder weil sie sich gedacht haben, die kann irgendwas. Ohne Hilfe wäre man überhaupt nirgends hingekommen. Da muß man einfach denjenigen, die das tun, Anerkennung zollen. Das heißt nicht, daß man dann die Kritik völlig beiseite läßt.

KR: Sie gehen in Ihrem Vortag so weit, diesen Titel letztendlich umzuformulieren in „Lesen Männer anders", rücken also Frauen in die Position der definierenden Norm.

RK: Mit so einem Thema, „Frauen lesen anders", ist immer die Gefahr, daß es vom Publikum so interpretiert werden könnte, daß Frauen weniger gut lesen, die schwächeren Lesenden sind.

KR: Wertende anstatt neutrale Differenz.

RK: Ja! Mit dem letzten Satz wollte ich noch einmal den Grundgedanken klarmachen, daß eigentlich jeder Mensch aus seinem Erfahrungshintergrund heraus liest, und der ist unter anderem auch geschlechtsspezifisch.

KR: Aus *weiter leben*: „Das erinnerte Bild einer flimmernden Filmleinwand spanne ich hier als Folie auf, hinter dem später erlebten Machtgefüge der wirklichen Männer mit Stiefeln und Peitsche, um der lebendigen Unheimlichkeit einen Kontext zu geben, denn die Kinoszene war sinnträchtig, die schwerfällige Wirklichkeit eher chaotisch."

RK: Also da geht es um einen Nazifilm, den ich als Kind gesehen hatte. Es läuft darauf hinaus, daß ein Film eine Form hat, Anfang und Ende, und auch einen gewissen Ductus, während die Wirklichkeit nicht in der selben Weise zu fassen ist, bis sie wieder in eine Form gefaßt wird, zum Beispiel ein Buch. Das hängt zusammen mit der Antwort, die ich auf Ihre Frage Kleist versus Birkenau gegeben habe. Kleists Werke haben schon etwas verarbeitet, was mir die Wirklichkeit erst zu verarbeiten aufgibt. Und in diesem Nazifilm wurde, natürlich von der anderen Seite her und rassistisch, der Machtanspruch der Herrenmenschen verarbeitet.

KR: Sie sprechen in dem Zitat von den „wirklichen Männern mit Stiefeln und Peitsche". Identifizieren Sie hauptsächlich Männer mit Ihrem Bild des Nazis?

RK: Ja. Das ist nicht ganz fair und das Wort „hauptsächlich" ist ganz wichtig. Mir war als Kind trotz dieser Aufseherinnen in Christianstadt immer ganz klar, daß das eine von Männern beherrschte Welt war da draußen. Meiner Ansicht nach konnte man gar nicht umhin, das so zu sehen, mit all den Aufmärschen, die ja immer Männeraufmärsche waren. Das Bedrohliche waren doch immer Männer mit ihren Waffen, Messern oder Gewehren. Der BDM hat da so herumgejubelt und konnte unangenehm sein, das beschreibe ich ja auch, ich habe ja ein paar ganz unangenehme Frauen da drin.

KR: In der Bundesrepublik läuft seit einigen Jahren die Diskussion um die Täterinnen ...

RK: Ja, ich weiß, Täterinnen und Verräterinnen. Hochinteressant, das muß man sich alles anschauen und sehen, was man damit macht. Aber es ist nicht Teil *meiner* Erfahrungen. Die waren eben anders, und meine Gedanken nachher waren eben auch anders. Wenn sie zu einfach waren, so werde ich's in Zukunft zurücknehmen, wenn ich etwas dazugelernt habe. Aber es ist ja so, daß die Machthaber gerade in den Diktaturen Männer sind. Klar, dann kann man natürlich argumentieren, die Frauen sind genauso schlecht und haben nur keine Gelegenheit. Aber wenn ich keine Gelegenheit habe, ein Verbrechen zu begehen, so bin ich keine Verbrecherin, und der es begeht, ist ein Verbrecher. Man kann nicht einfach sagen, weil in mir das Potential steckt, ein Verbrechen zu begehen, bin ich genauso schuldig wie jemand, der ein Verbrechen begangen hat. So funktioniert die Justiz nicht und auch unser moralisches Denken nicht.

KR: Sie beschreiben, daß Sie in Birkenau eine Frauenwelt erlebt haben, daß Sie da hauptsächlich mit Frauen und Kindern zusammen waren.

RK: Ich war eigentlich mein ganzes Leben mehr mit Frauen als mit Männern zusammen, mein ganzes frühes Leben zumindest. Auch in Theresienstadt waren die Kinder ja in Mädchen und Jungen aufgeteilt, und ich bin ja dann in New York noch in ein Frauencollege gegangen. Birkenau - die meisten Lager waren auch getrennt, aber dieses sogenannte Theresienstädter Familienlager eben nicht, da waren nur die Baracken getrennt. Und dann in Groß-Rosen war ich in diesem Außenlager, Christianstadt, das war ein Frauenlager.

KR: Wie wächst ein Mädchen im Vernichtungslager auf, oder eigentlich, wodurch wächst es (dennoch) auf?

RK: Man muß die Lager unterscheiden, darauf bestehe ich immer wieder, auch in meinem Buch. Ich war gar nicht so lange in Auschwitz. Das war dieser eine Sommer, und da war's dann einfach eine enorme Belastung, irgendwie durchkommen, nicht eine Frage des Aufwachsens. In Theresienstadt gab es so eine Gesellschaft, die einen sozialisiert hat, dadurch, daß die Juden versucht haben ....

KR: Sie sprechen sogar von vereinzelten Schulstunden ...

RK: Und danach, als ich von dort weg war, gab es sogar noch mehr davon. Da waren eben sozialistische und zionistische Grundsätze, die viele der Erwachsenen durchzuführen suchten. Und diese Grundsätze konnte man sich dort aneignen.

KR: Haben Sie dort gelacht?

RK: Man lacht fortwährend, ich habe auch in Auschwitz gelacht über alle möglichen Witze, die erzählt wurden. Wenn Humorlosigkeit ein Grund wäre, ins KZ zu kommen, so wären dort keine Juden gewesen.

KR: Ich hatte Sie weiter fragen wollen, *worüber* Sie gelacht haben, aber Sie haben schon „Witze" geantwortet.

RK: Und auch über alles andere, worüber Kinder sonst lachen, das vergeht ja nicht so einfach. Es ist nicht so, als ob im KZ jetzt alle Leute todtraurig herumgelaufen wären. Wenn die Gelegenheit da war, sich normal zu verhalten, im Gespräch oder in einem Austausch, so wurde diese Gelegenheit sofort wahrgenommen. Und die ergibt sich ja immer wieder.

KR: Was Sie beschreiben ist nicht der Alltag, sondern eben hauptsächlich die Extremsituationen, die Selektionen und das Appellstehen.

RK: Sie denken jetzt an dieses Birkenau-Kapitel. Aber ich war dort nur diesen einen Sommer. Für mich zieht sich die Nazizeit über sieben Jahre hinweg, von 1938 Einmarsch Hitler bis Kriegsende, und für mich ist das ein Kontinuum. Die Leute, die darüber reden, heben immer wieder Auschwitz heraus, und das ist natürlich der Tiefpunkt, aber es ist nicht die ganze Zeit. Und die Fragen, die Sie jetzt stellen, beziehen sich auf meine Kindheit, und darum bestehe ich auf diesen Unterschied.

KR: Gibt es irgendeine Art von positiven Erinnerungen?

RK: Alle möglichen Freundschaften, Beispiele von Selbstlosigkeit, die ich aufzählen könnte, einige in dem Buch aufgezählt habe.

KR: Sie sprechen sogar von Wundern, z.B. die Schreiberin, die ihren Platz verläßt, um Ihnen die Überleben schenkende Antwort: „Alter 15 Jahre" vorzusagen -

RK: Das ist eine komplizierte Stelle. Ich versuche da, eine unmotivierte Tat zu beschreiben. Das ist ja ein Aspekt des Wunders.

KR: Eine etwas andere Frage: Was träumen Sie? Ich frage nicht nach den Inhalten, sondern wie hat sich die Atmosphäre, die Stimmung verändert? Bestätigt sich für Sie, daß wir in unseren Träumen Erklärungen, Rechtfertigungen suchen?

RK: Verändert seit wann? Das ist wieder das Problem, daß ich dieser Generation angehöre, für die die frühesten Erinnerungen diese Nazi-Erinnerungen sind. Hitler kommt im März ´38 nach Wien, da bin ich noch keine sieben Jahre alt.

KR: Und auch vorher war ja die Zeit nicht unbeeinflußt von den Ereignissen im „Reich".

RK: Für mich schon, für Sechsjährige keine Politik. Nichtmal ein besonderes Bewußtsein, daß man jüdisch ist, außer, daß man eben in diesen besonderen „mosaischen" Religionsunterricht geht.

KR: Jiddisch haben Sie erst später gelernt?

RK: Ja, später, im Lager ein bißchen. Bei uns wurde nicht Jiddisch gesprochen, aber es gab jiddische Ausdrücke, und man wußte genau, daß das jiddische waren, die man also nicht bei Nichtjuden verwendete.

KR: Für mich sind viele jiddische Ausdrücke, „Chuzpe" zum Beispiel, nicht so negativ besetzt, wie Sie es beschreiben.

RK: Ich habe das dem deutschen Fernsehen entnommen. Wenn jemand hier besonders große Betrügereien gemacht hat, Millionen unterschlagen hat, dann ist von Chuzpe die Rede. Da war mir diese jüdische Konnotation überhaupt nicht recht, ich habe da einen unterschwelligen Antisemitismus gewittert.

KR: Eine andere Frage. „'Er kommt wieder', trösteten die Eltern. 'Man muß warten lernen.' Wenn man lang genug wartet, dann kommt der Tod. Man muß fliehen lernen." Und drei Zeilen später schreiben Sie: „... Du, wir hätten gar nicht aufhören sollen zu rennen; dieses herrliche Spiel mit der Flucht vor Gefahr." Warum dieser Satz, *nach* all den Erlebnissen, die dem Erlebnis folgten?

RK: Na ja, es geht darum, daß zwei Kinder spielen, der ältere Bruder und die jüngere Schwester, und die Erinnerung, die ich ganz stark habe, ist eben, daß wir so getan haben, als ob diese Blumen, der Löwenzahn, wirkliche Löwen sind. Und das war so ein Hochgefühl, wahnsinnig lustig, und auch so eine kleine Angst war im Spiel. Das habe ich nachzuvollziehen versucht in diesen Zeilen und habe versucht, mitschwingen zu lassen, daß Flucht dann eine viel weitgehendere Bedeutung haben sollte.

KR: Sie stellen es aber in die Nachbarschaft von „dieses herrliche Spiel" ...

RK: Ja, aber das Fluchtkapitel in diesem Buch soll ja auch ein Gefühl von Euphorie vermitteln, das ist der Bogen, der sich da zwischen den Kindheitserinnerungen zur Flucht spannt. Ich erwähne in dem Fluchtkapitel zwei- oder dreimal diese Euphorie des Flüchtlings und vergleiche es eben mit dem deprimierten Gefühl der deutschen Flüchtlinge, die alles hinter sich gelassen haben und nur den Verlust sehen konnten. In diesen Gesprächen in Göttingen ist mir das so klar ge-

worden: Obwohl bestimmt viele von uns auf den selben Straßen gewesen sind, waren sie unter ganz anderen Voraussetzungen geflohen. Sie waren fast verzweifelt, wir das Gegenteil. Obwohl die Deutschen ja eine viel größere Sicherheit genossen haben als wir.

KR: Sie nennen die Paranoia Ihrer Mutter ein „bedingtes Rettungsmittel". Und weiter: „Aber der Preis ist hoch: Dieser Wahnsinn, den sie latent mit sich herumträgt [...] so ein Raubtier möchte ich nicht in mir tragen, auch wenn es mir im nächsten Vernichtungslager das Leben retten könnte." Meine Frage: Welche Alternative würden Sie vorziehen?

RK: Das Leben in der Zivilisation, der Normalität, in einer gewissen geistigen Stabilität bedeutet ja immer, daß man etwas aufgibt, etwas von den Selbsterhaltungsmöglichkeiten. Und ich glaube schon, daß es das wert ist. Daß wir nicht alle mit der Waffe in der Hand herumlaufen und uns vor allen Leuten, die uns begegnen, fürchten oder uns gegen alle Menschen wehren, setzt uns vielleicht einem möglichen Totschlag aus, mehr als wenn wir bewaffnet wären. Aber es ist doch der Mühe wert, denn was wäre das Leben, wenn man immer nur mit der Waffe in der Hand herumliefe? Das hat natürlich auch Rabin gedacht, als er sich keine kugelsichere Weste angezogen hat und der hat unrecht gehabt. Aber es war sicher so ein Lebensgefühl: „Ich ziehe mir keine kugelsichere Weste an unter Juden, meinen Landsleuten." Aber lieber nicht paranoid sein, auch wenn die Paranoia lebensrettend sein kann. Lieber ein Risiko eingehen. Aber das ist nicht einfach zu beantworten. Oft ist es sicher besser, wenn man sich wehren kann - offensichtlich ein Dilemma.

KR: Der letzte Teil des Zitats war „auch wenn es mir im nächsten Vernichtungslager das Leben retten könnte." Ist das ein Kommentar zur Entwicklung in Deutschland, das sich wieder Deutschland, nicht mehr Bundesrepublik nennt?

RK: Nein, nein. Was ich sage ist, daß Leute, die unter Verfolgungswahn leiden, gelegentlich auch verfolgt werden. Und dann hilft der Verfolgungswahn, die Situation richtig zu beurteilen.

KR: ... ist dann aber im Nachhinein eigentlich kein Wahn gewesen.

RK: Das ist die Frage. Die Wirklichkeit deckt sich dann eine Weile lang mit dem Wahn, das heißt, der Wahnsinn der Gesellschaft überholt den Wahnsinn des Einzelnen. Und wenn eine solche extreme Situation wieder eintreten sollte, dann werde ich halt draufzahlen, aber ich möchte nicht mein Leben in einem Verfolgungswahn verbringen.

KR: Das ist aber nicht auf eine konkrete Entwicklung bezogen?

RK: Nein, es ist eher leicht ironisch. Eher bedeutet es: So eine Entwicklung wird ja vermutlich nicht eintreten, also ich brauche die Paranoia gar nicht, um weiterleben zu können. .... Nein, ich fühle mich in Deutschland nicht bedroht. Einerseits nicht bedroht, andererseits auf der ganzen Welt bedroht, weil man ja weiß, was passieren kann. Und es passieren in verschiedenen Formen alle möglichen horrenden Unmenschlichkeiten auf der ganzen Welt. Dieser Kenntnis kann man sich ja nicht verweigern.

KR: Meine letzte Frage: Sie wollen keine KZ-Museen - vermutlich, um dem deutschen Phänomen der „Bewältigung der Vergangenheit" entgegenzuwirken, um Distanz zu verhindern? Sie setzen in Ihrem Buch ein einzelnes Schicksal gegen Museen und weisen eher selten (z.B. mit den 7stelligen Zahlen, die unser Grauensvermögen übersteigen, uns beinahe unberührt lassen) darauf hin, daß es - trotz seiner Individualität - kein Einzelschicksal war. Auch wenn Sie vom Widerstand sprechen, erwähnen Sie eher Ihr erstes mutiges Klatschen nach einer Wallenstein-Rezitation als den Aufstand im Warschauer Getto. Hat Sie dieser Glaube an die Macht der einzelnen Handlung zur amnesty international-Arbeit gebracht?

RK: Das ist überinterpretiert. Ich tue nicht so viel für amnesty. Ich bin Mitglied, habe, wie andere Mitglieder, schon endlos Briefe geschrieben und habe mich gefreut, eingeladen zu werden und ein paar Stunden lang für amnesty etwas tun zu können. Aber es ist ja logisch, daß ich bei amnesty mitmache - wenn überhaupt irgendeine Organisation, so ist es diese, die sich anbietet. Zu den Gedächtnisstätten will ich darauf hinweisen, daß man sich jede Art von Erinnerungsstätte oder Erinnerungskunst einzeln anschauen und genau überlegen soll, was damit bewirkt werden soll und was es bei einem selber bewirkt. Wir sollten nicht pauschal sagen, je mehr desto besser, denn es kann zurückschlagen, eine Faszination mit den Tätern zu Beispiel, Überdruß, die Herabsetzung der eigenen Traditionen oder auch Verkitschung oder Sentimentalisierung. Es wird in Deutschland so leicht geglaubt, daß Erinnerung an und für sich gut ist, und das ist sie nicht unbedingt, das hängt davon ab, was für Erinnerungen und wie sie gehandhabt werden. Auswählen, und zwar einzeln, jedesmal.

KR: Erlauben Sie mir zum Abschluß, noch einmal auf meine Frage zurückkommen, wie sich Ihre Träume verändert haben.

RK: Ach ja, ich habe gesagt, von Veränderungen kann ich nicht reden. Ich kann schwer etwas über Träume sagen, ich merke sie mir auch nur selten, habe fast nie etwas aufgeschrieben. Aber ich würde sagen, daß die Art von schlechten Träumen, die ich habe, vor allem öde Landschaften sind oder Menschen, die nicht miteinander reden können, oder Versuche sich zu äußern, die fehlschlagen. Stummheit, Sprachlosigkeit und Kälte, nicht schreckhafte Ereignisse. Eher etwas ausgedehnt Trostloses.

KR: Danke, Frau Klüger.

Literaturverzeichnis

Ruth Klüger (1994): *Katastrophen. Über deutsche Literatur.* Göttingen.

Ders. (1994): *Lesen Frauen anders?* Heidelberger Universitätsreden 6. Heidelberg.

Ders. (1994): *weiter leben.* München.